Rezension zu Bühler, Irina (2023). Als Forschende in der Partizipativen Forschung: Rollenperformanz und Rollenkonflikt. Gießen: Psychosozial-Verlag.

David Labhart

Jeweils wöchentlich nach meinem Seminar an der Universität Zürich zum Thema „Lernen in heterogenen Gruppen", an dem neben Masterstudierenden auch Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen teilnehmen, muss ich an die Dissertation von Irina Bühler denken: In Gruppen, die die bekannten Institutionen sprengen, werden Rollen anscheinend besonders sichtbar.

Wie Irina Bühler nahelegt, ist in Situationen, in denen partizipativ geforscht und gelernt wird, zentral, sich der vielen Rollen bewusst zu werden, die man trägt oder zu tragen beauftragt wird. Einerseits trägt man die Rollen mit sich – man ist wie Irina Bühler beispielsweise Mutter, Forscherin, Kollegin, Leiterin einer Forschungsgruppe. Andererseits wird man mit Verhaltenserwartungen konfrontiert. Wie in ihrer Arbeit ausgeführt bedeutet dies, dass man sich durch Gegenübertragungen bewusstwerden kann, was andere in einen selbst übertragen. Gleichzeitig mit diesem – prozessual gedacht – Mäandern des Selbst wird in Forschungskreisen erwartet, Distanz zur Forschung einnehmen zu können – also wiederum die Rolle zu wechseln.

Mit diesen Herausforderungen eines inklusiven Forschungs- oder Lernprozesses, mit der Komplexität von „Rollenperformanzen und Rollenkonflikten" – wie es im Untertitel steht – setzt sich die Dissertation von Irina Bühler auseinander. Im Buch wird mit vielen Geschichten von der Erfahrung „als Forschende in der Partizipativen Forschung" – wie es im Titel steht – berichtet. Darin werden Situationen angesprochen, in denen man sich als Teilnehmer:in an „gemeinsamem Lernen, Arbeiten und Forschen" (S. 250) wiederfindet. Wie zu Beginn des Buches konstatiert wird, sind die ganzen Rollenkomplexitäten, die sich mit der Aufgabe des partizipativen Forschens stellen, noch kaum reflektiert. Demzufolge ist die vorliegende Dissertation ein wichtiger Schritt in die Richtung, Rollenkonflikte und Rollenzuschreibungen als wichtigen Aspekt des Forschens in Gruppen zu berücksichtigen.

In Teil I beschreibt die Autorin die Ausgangslage: Einleitung und Behinderungsbegriff. Die Einleitung beginnt mit einer Geschichte über den Besuch einer Tagung als Mutter und Forscherin – wie sich ein „Mitbringen" eines Babys auf die Gruppe auswirkt – und wie Rollen mit Orten, oder weiter gefasst Räumen in Zusammenhang stehen. Diese erste Geschichte zeigt nachvollziehbar auf, mit welchen Fragen sich die Untersuchung beschäftigt. Erkenntnisinteresse und Behinderungsbegriff lesen sich als kleine Einführung dahin, um die Ausgangslage besser zu verstehen und leisten so in der Kürze einen guten Dienst zur Situierung der Forschenden.

Teil II trägt den Titel „(Wissenschafts-)theoretische und empirische Bezüge". Zuerst ordnet die Autorin die Studie im Bereich der qualitativen Forschung ein, wobei insbesondere auch die Romantische Wissenschaft nach Alexander R. Lurija und Edgar Morins „Die Methode" erwähnt werden. „Beide beurteilen den wissenschaftlichen Reduktionismus, die Fragmentierung und den kausalen Determinismus in den Naturwissenschaften als mangelhaft in Bezug auf die Erkenntnis, das Verstehen und das Denken" (S. 41). Die-

ser Orientierung ist sicherlich auch die Form des Buches mit den vielen Geschichten wie auch das Nicht-Reduktive in den Geschichten und den Interpretationen geschuldet. Weiterführend positioniert sich Irina Bühler in der qualitativen wie auch in der partizipativen Forschung der deutschsprachigen Sonderpädagogik.

Darauf folgen Ausführungen zur Rolle von Forschenden. Passend zum Thema des Buches wird ausführlich – ausgehend insbesondere von psychoanalytisch informierten Autoren wie Paul Parin, Georges Devereux und Erich Otto Graf – dargestellt, welchen Herausforderungen man sich als Forscher:in stellt, wenn man ein Forschungssetting erfindet und sich diesem mit allen Wahrnehmungsmöglichkeiten – also nicht nur einer rationalen kritischen Reflexion sondern auch einer verstehenden Haltung gegenüber seinen Emotionen und den Gegenübertragungen – stellen möchte. Nach diesen m.E. auch für ein breites Publikum aus dem Bereich der Sozialforschung interessanten Ausführungen fokussiert die Autorin später schrittweise immer enger auf ihr Forschungsgebiet: So erwähnt Irina Bühler Forschungsarbeiten aus der deutschsprachigen Sonderpädagogik, die sich diesen Herausforderungen der Eingebundenheit in Forschung gestellt haben. Zum Schluss dieses Teils des Buches werden darüber hinaus weitere „Schwierigkeiten, Herausforderungen und Ambivalenzen“ beschrieben, die sich insbesondere in der partizipativen Forschung stellen.

Teil III widmet sich der „Empirischen Untersuchung“. Dabei wird einerseits über das „Mittendrin“ als Ethnografin reflektiert, andererseits hergeleitet, wie das Changieren zwischen Nähe und Distanz mit ethnopsychoanalytischen Mitteln während der Durchführung der vorliegenden Forschung vonstatten ging. Das Kapitel zum „Forschungsdesign“ klärt insbesondere auf, in welcher Form das Konzept der „Operativen Gruppe“ in der Forschungsgruppe angewandt wurde. Es klärt somit auf, welche Gruppensituationen in Sitzungen mit der Forschungsgruppe hergestellt wurden.

Im Ergebnisteil IV wird anhand von Forschungstagebucheinträgen analysiert, wie Irina Bühler als Forscherin, Mutter, Projektmitarbeiterin, Doktorandin, Lehrling, Teamkollegin, Projektleiterin, Freundin und Mensch sich während den vielen Forschungsjahren zwischen Oktober 2014 und Februar 2020 in Rollen wiederfand. Dabei wird ein Rahmen aufgespannt, der vom Einstieg in die Forschungsarbeit bis zur letztendlichen Übernahme des Projektes von Initiant und Projektleiter Erich Otto Graf berichtet.

Die Tagebucheinträge und die Reflexionen der darin auftauchenden Rollenkonflikte ermöglichen zu sehen, was Inklusion sein könnte und wie wir und die Institutionen, die durch uns wirken, in der Übernahme von institutionalisierten Rollen Behinderung und Un-/Wertigkeit (in der Schweiz passend zur Invaliden-Versicherung: Invalidität) (re)produzieren. Im Zentrum dieser Auseinandersetzung scheint auch die Frage der Wertigkeit von unterschiedlich generiertem Wissen zu stehen: Wann ist Wissen so „gemacht“ (nicht nur „sozial“ konstruiert, sondern durch menschliche und nicht-menschliche Entitäten erfunden, wie Bruno Latour die Entstehung von Wissen gerne darstellte), dass das Wissen im Sinne eines wissenschaftlichen Wissens seine zitierbare Berechtigung erhält? Immer wieder scheint diese Frage im Buch auf. Es ist der Sonderpädagogik-Community und darüber hinaus der ganzen Erziehungs- und Sozialwissenschaft zu wünschen, sich vermehrt mit der Rolle der Forscher:in auseinander zu setzen und die „Phänomenologie“ von Karen Barad ernst zu nehmen: Die Beobachterin oder der Beobachter ist Teil eines Phänomens. Was das alles impliziert, ist in seiner ganzen Komplexität zu fassen – die Dissertation von Irina Bühler legt einen wichtigen Grundstein für eine intensive Diskussion über die Rolle von Forschenden in der partizipativen Forschung und darüber hinaus auch über die Anerkennung von Wissen, das in solchen Prozessen produziert wird.